

Zusammenfassung und Ausblick

Vor dem Hintergrund der Emanzipationsdebatte hatte man die Juden zunächst in Bausch und Bogen als provinziell denunziert, nun gerierten sich die Mitte des 19. Jahrhunderts in den kleinen ländlichen Gemeinden verbliebenen regelrecht als Hinterwäldler. Mit der zunehmenden Etablierung städtischer Gemeinden und der Verbreitung bürgerlicher Umgangsformen änderten sich die Kriterien, anhand derer sich eine innerjüdische Hierarchie festlegen ließ: Hatte sich der »Killemann« vom »Landsmann« (s. Tendlau) sowohl durch religiöse Bildung und Observanz als auch durch einen gewissen Lebensstandard abgehoben, traten in der Unterscheidung zwischen Stadt- und Land- bzw. Dorfjuden zusehends die Konventionen einer mondän-bürgerlichen Schicht in den Vordergrund. Der »Land-« bzw. »Dorfjude« trat in Abhängigkeit vom neuen Typ des »Stadtjuden« desto schärfer konturiert hervor, je mehr das ländliche Milieu zur Peripherie in geistiger und sozialer (demographischer) Hinsicht wurde.

Damit sind wir wieder bei der Leitthese angelangt, die ich vor der Abzweigung in die voraufklärerische Moderne als zentral, aber präzisierungs- und revisionsbedürftig formuliert habe: Land-/Dorfjuden werden literarisch erst dann relevant, wenn sich das Gegenbild des sich akkultrierenden Stadtjuden deutlich abzuzeichnen beginnt. Das geschieht, historisch betrachtet, nicht zeitgleich mit Einsetzen der Abwanderung aus den kleinen Orten, sondern zu einem Zeitpunkt, wo die demographischen Verschiebungen einen großen Teil der jüdischen Bevölkerung erfasst haben; nicht zeitgleich mit der Einrichtung konfessionellen Religionsunterrichts an allgemeinen Schulen und dem Erwachen eines obrigkeitlich geförderten Interesses für bürgerliche Werte und Vorstellungen, sondern als diese bereits Selbstverständlichkeiten waren.

Fassen wir also zusammen: Die Zeichnung von Judenfiguren in der voremanzipatorischen Zeit ist im Wesentlichen eine stereotype, die zwischen Angehörigen unterschiedlicher Schichten innerhalb der Judenschaft weder (explizit) differenziert noch diese für differenzierungswürdig hält. Definiert man allerdings den »Landjuden« nicht in erster Linie in Abhängigkeit vom Typus des »Stadtjuden«, sondern fasst ihn im regional-historischen Sinn als Bewohner eines bzw. einer der zahlreichen Dörfer, Marktflecken und Kleinstädte, zeichnet sich mancherorts im weiten Feld der deutschen Literatur eine Gestalt ab, die durchaus Züge des ortsansässigen jüdischen Nachbarn aufweist. Der Fortbestand gängiger Vorurteile wird dadurch keineswegs in Frage gestellt, eröffnet aber einen Zugang, wie er in Wirklichkeit existiert haben musste: auf verschiedenen, teils

Gattungen wie der Schwank und allerhand »lustige« Stücklein haben u. a. das Bild des gewitzten und witzigen Juden mitgeprägt, und regional verbreitetes Erzählgut war keineswegs konfessionell gebunden: innerjüdisch kolportierte Geschichten und Anekdoten zirkulierten alsbald auch in der christlichen Mehrheitsbevölkerung – und umgekehrt. Heiteres setzt Geselligkeit voraus, und von der waren die Juden im Dorf oder in der Kleinstadt nicht (generell) ausgeschlossen, wie uns die rezente Forschung zur Frühen Neuzeit mit erstaunlicher Quellenkenntnis vor Augen führt.

In einer Zeit hitziger Diskussionen um die bürgerliche Emanzipation der Juden ist es der Volksaufklärer Johann Peter Hebel, der das Bild des ortsansässigen oder zumindest ortsbekannten jüdischen Hausierers bzw. Händlers evoziert und um eine glaubwürdige, milieugetreue Gestaltung seiner Figuren bemüht ist. Neben den moralisch korrumptierten Gesellen, die, niemals ernsthaft gefährlich, sich selber mehr als anderen schaden, finden sich auch die schlauen und witzigen Juden, die sich in prekärer Lage stets zu helfen wissen. Verschmitzt behaupten sie sich in der christlichen Mehrheitsgesellschaft und verwenden ihren Verstand vorbildlich im Sinne der Aufklärung – wie der namenlose Jude auf dem Rheinschiff, der, literarisch überhöht, ein Rätsel nach dem anderen zu lösen vermag.

Nicht zufällig bekommt dieser rund vierzig Jahre später wieder einen Namen verpasst: »Mousche Herzig« nennt ihn der Verfasser des 1852 unter dem Pseudonym Itzig Feitel Stern herausgegebenen Bandes *Verzaehlinge un Schnoukes*. Bei dem Stück »Einträglicher Räthselhandel [...], ins Lussnekoutisch für unnsere Leut umgemelochnet«³⁵¹ handelt es sich um eine Travestie der gleichnamigen Kalendergeschichte.

Inhaltlich ganz dem Original verpflichtet, spart die Bearbeitung lediglich die Verurteilung des Judenspotts und wohlgernekt die Schlusspassage aus, in der die Reisegesellschaft zuerst verblüfft, dann mit Humor und Nachsicht auf das Eingeständnis der Unlösbarkeit des Rätsels reagiert. Möglicherweise spielt der Name Mousche Herzig, wie bei Itzig Feitel Stern üblich, auf eine real existierende Person an, die nach dem Prinzip des ironischen, das Gesagte pervertierenden Gegenbilds kein besonders heller Kopf gewesen sein dürfte. Als »Mausche« wird der Jude allerdings schon in Hebels Erzählung abwertend von den Mitreisenden apostrophiert. Die Wahl des Namens »Mousche« verweist klar auf den negativ konnotierten »Mauscheljuden«. Ob der Familienname »Herzig« als sprechender Name intendiert und verniedlichend oder schlicht ironisch gemeint ist, bleibt dahingestellt.

³⁵¹ Stern, *Verzaehlinge un Schnoukes* (wie Anm. 340), S. 46-49.

Fest steht, dass die bei Itzig Feitel Stern versammelten Tölpel, Geizhälse, hinterhältigen Bösewichte und Lustlinge in der Tradition des judentfeindlichen Schwanks stehen und die Schriftenreihe insgesamt eine gegenläufige Tendenz verfolgt: nicht vom »unbekannten« Juden, der das Bild des Juden am Ort evoziert, sollte man sich in Anerkennung dessen geistiger Gewandtheit inspirieren lassen, sondern im »bekannten« Juden eine Manifestation des einfältigen und lasterhaften Typus erkennen lernen. Mag dieser auch über geistige Gewandtheit verfügen, reicht diese, so der Tenor, nicht dazu aus, ihn vor einer öffentlichen Bloßstellung zu bewahren. Denn »Mousche Herzig« macht sich schlicht lächerlich.³⁵²

Ausblick

Dass fortan die betrügerischen Juden in den (christlich geprägten) »Erzählungen für das Volk«, aber auch der »konfessionsfreien« Literatur auffällig oft den Namen »Itzig« tragen, zeugt u.a. vom Einfluss und Bekanntheitsgrad der Itzig-Feitel-Stern-Schriftenreihe. »Veitel Itzig« nennt Gustav Freytag in seinem Bestseller *Soll und Haben* (1855) den in unehrliche Geschäfte verstrickten und lediglich auf den eigenen Vorteil bedachten jüdischen Geschäftsmann, der schließlich bei einem Fluchtversuch ertrinkt.

Ein – mutmaßlich selbst herbeigeführtes – Ende in den Fluten findet auch der »güterschlachtende« Jude Itzig Stern in Rudolf Oesers (Pseudonym: O. Glaubrecht) zutiefst antisemitischem Roman *Das Volk und seine Treiber* (1859), in welchem dieser, so Klaus Müller-Salget, versucht, »das gerade in Hessen damals recht prekäre Verhältnis zwischen Bauern und Juden darzustellen, wobei ihm angeblich wahre Begebenheiten aus Lindheim und der näheren Umgebung als Vorwurf dienen.«³⁵³ Oesers Hassiraden stießen auf den Protest der liberalen Blätter, während das Buch große Verbreitung fand. »Ganz sicher hat es einen bestärkenden Einfluss auf die spätere antisemitische Bewegung in Oberhessen ausgeübt, deren Anführer, Otto Böckel (1859-1923), es sich angelegen sein ließ, die ›vortrefflichen Schriften des ihm schon seines hessischen Lokalpatriotismus wegen

³⁵² In eine ähnliche Kerbe schlägt »Eppes zu routhen vun Jouseph Frank« (Stern, Schabbesgärtle [wie Anm. 305], S. 116-117): Die Pointe des in Rätselform vorgetragenen Witzes kommt darin nicht zur Wirkung, weil das Stück auf die Darstellung der Selbstzufriedenheit der anwesenden Juden hinausläuft. Jüdischer Wortwitz und geistige Gewandtheit sollen so als eile Selbstinszenierung bloßgestellt werden.

³⁵³ Klaus Müller-Salget: Erzählungen für das Volk. Evangelische Pfarrer als Volksschriftsteller im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Berlin: Erich Schmidt 1984, S. 156.

sympathischen O. Glaubrecht wärmstens zu empfehlen.«³⁵⁴ *Das Volk und seine Treiber* erfuhr mehrere Neuauflagen und wurde zur Zeit des Nationalsozialismus vom »Parteiverlag F. Eher in München«³⁵⁵ vertrieben.

Angesiedelt ist die Handlung des Romans im fiktiven Dorf Zeisheim, im bäuerlichen Milieu, dem das Augenmerk des protestantischen Landpfarrers und Volksschriftstellers Oeser gilt. Schuld am Verfall des Bauernstands, dessen Verarmung und wirtschaftlichen wie moralischen Niedergang trügen in letzter Verantwortung, so der Erzähler, die Juden, die den Handel dominierten, sich als Vermittler allerorts aufdrängten und in ihrer Funktion als »Hofjuden« nach eigenem Gutdünken die Geschäfte der Bauern führten – einzig zu ihrem eigenen Vorteil:

Heut zu Tage hat jeder Bauer seinen Hofjuden, das heißtt, einen aus diesem Volke, dem er vor Andern sein Vertrauen schenkt, von dem er die Meinung hat, er betrüge ihn weniger als Andere und hielte wie der Fuchs getreue Nachbarschaft, um sich den Credit nicht zu verderben.³⁵⁶

Für dieses anrüchige Amt eigneten sich Juden besonders, wie der Erzähler ausführt, wobei seine »Charakterzeichnung« ganz den gängigen antijüdischen Ressentiments entspricht:

Hofjuden sind gewesen, seitdem Israel unter die Völker zerstreut ward, und auch früher schon; denn dieses Volk hat wie kein anderes eine Geschmeidigkeit, eine Unermüdlichkeit, seinem Vortheil nachzugehen, und einen Scharfsinn, Zeit und Umstände auszukaufen, und dabei wieder einen solchen Mangel an persönlicher Ehre, daß sie zum willenlosen Menschendienst ganz geeignet sind.³⁵⁷

Das gilt im Roman für alle Juden, insbesondere den bereits genannten Itzig Stern, der schon viele in Armut und Abhängigkeit getrieben hat, aber auch für den bereits verstorbenen Veitel (!) Hirsch, der indirekt für die Misere verantwortlich gemacht wird, auf die sich sämtliche Zwistigkeiten, Rachegelüste und Vergeltungsschläge im Roman zurückführen lassen: nämlich aus geschäftlichem Interesse eine Liebesheirat verhindert zu haben.

Wie die Itzig-Feitel-Stern-Episode »Af ahn Hieb fallt kah Bahm« (s. o.) vollzieht der Roman die Vorgangsweise der betrügerischen Handelsvermittler und Kreditgeber nach, ihre Klienten in ein Abhängigkeitsverhältnis zu zwingen. Dem

³⁵⁴ Ebd., S. 157.

³⁵⁵ Ebd., S. 157.

³⁵⁶ O. Glaubrecht: *Das Volk und seine Treiber*. Hg. von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben: Klöppel – Leipzig: Schulze 1859, S. 46.

³⁵⁷ Ebd., S. 45f.

kapitalistischen Kalkül des jüdischen Geldgebers sind die naiven, einfachen, aber aufrechten Bauern nicht gewachsen. Unterstellt wird dabei, dass Emanzipation und kulturelle Anbindung an die gebildete Schicht den Juden lediglich neue Mittel zur Verfügung stellten, die Christen von ihren Plätzen zu vertreiben, um selbst an die Macht zu kommen. Zur Kritik an der »jüdischen Verderbtheit« gesellt sich, im Einklang mit dem konservativen Weltbild des Autors, eine Kritik an technischem Fortschritt und gehobenem Lebensstandard, die sowohl Religion als auch Tradition außer Kraft setzten und dem Einfluss der »Spekulanten« Vorschub leisteten:

Schon der tägliche Umgang mit einem christuslosen Menschen, mit einem alles Höhern baaren, mit einem Klugen, Verschmitzten, Betrügerischen, der schwächt schon das Glaubenslicht im Herzen; und kommt nun noch der Judenspott über die Geheimnisse des Christenthums dazu, so geht geradezu alles Christliche in einem solchen schwachen Menschen verloren. Seitdem auch die Landjuden zu solchen Spöttern geworden sind, und seitdem Christen sich von ihnen ihren Heiland und seinen Tag stehlen lassen, da bricht das Elend völlig über unser armes Landvolk herein. Unsere sogenannten Gebildeten verderben die gelehrten Juden durch das Gift der Gottlosigkeit, der Sitten- und Volkslosigkeit, das sie reichlich mit der Feder in Zeitungen und Büchern ausspritzen, und unsere Bauern werden von ihren Troßknechten zu Sündenknechten gemacht. Und in Anerkennung dieser Verdienste schreit der Pöbel um Judenemancipation, denn ihm sind die Fremdlinge noch nicht frech und ihr Biß ins Fleisch des deutschen Volkes noch nicht giftig genug. Wahrscheinlich soll es erst dazu kommen, wozu ein leidlicher Anfang ist, daß jeder Laib Brot, den ein Armer ißt, aus dem Judenhaus geholt wird, daß jede Kuh im Dorfe einen Juden zum Herren hat, und daß aus jedem Bauernhaus ein Judenkopf heraussieht, der da drinnen das Recht glaubt zu haben.³⁵⁸

Mit den »Fremdlingen«, die den Bestand des deutschen Volkes gefährdeten, verschärft sich die Rhetorik des Erzählers, der sich in immer größeren Zorn gegen »die Juden« zu schreiben scheint. Verglichen werden die Juden forthin mit dem Teufel, mit Sklaventreibern, Raubtieren, Blutsaugern, Ratten und allem, was dazu angetan ist, sie endgültig zu dehumanisieren und ihnen Parasitentum zu unterstellen. »In ein Bild vom Volksleben unsrer Tage«, so der Erzähler, »gehört der Kampf auf Tod und Leben des Bauern mit dem Juden hinein [...].«³⁵⁹ – Kritik also auch am beliebtesten zeitgenössischen Genre, der Dorfgeschichte, die sich allein dadurch disqualifizierte, untrennbar mit dem Namen Berthold Auerbach verbunden zu sein (s. Teil II, Kapitel 1).

358 Ebd., S. 126f.

359 Ebd., S. 180.

Eingeschrieben in den Roman, der sich über weite Teile »von blindem Ressentiment« speist, ist eine gegenläufige Tendenz, hinter der Müller-Salget »bessere Einsicht«³⁶⁰ vermutet; denn Itzig Sterns erbittertster Konkurrent ist der »Hofjude« Löb Hirsch, der gleich zu Beginn der Erzählung als durchaus mitfühlender und verlässlicher Vertrauensmann im reichen Bauernhaus eingeführt wird. Den Leser nimmt es zunächst wunder, dass angesichts der durchaus realistischen Figurenzeichnung die späteren allgemeinen Ausführungen über »den jüdischen Charakter« auf Löb Hirsch zutreffen sollen, weshalb der Erzähler zu deren Beglaubigung die negativen Seiten des loyalen Juden aufzuzeigen sich beeilt: dessen Feigheit, sein Interesse an Profit, die, im Vergleich mit der verarmten Bevölkerung der Nachbarschaft, vornehme Ausstattung seiner Wohnung und schließlich die als Zeichen der Ehrlosigkeit aufgefasste Bereitschaft, auch geringe (weibliche) Dienstleistungen im Haushalt der Bauernfamilie zu verrichten. Hat sich im Verlauf der Handlung das Bild des Hofjuden Löb Hirsch zu dem eines wenig ehrlichen, unterwürfigen Hausgenossen verfestigt, wird es gegen Ende des Romans ein zweites Mal Lügen gestraft, wenn in der größten Not, mit dem drohenden Ruin vor Augen, gerade »der alte Hirsch«³⁶¹ der Bauernfamilie die Treue hält und mit Rat und Tat zur Seite steht: »Unbezahlbar war seine Treue, unvergleichlich seine Sorgfalt, und unnachahmlich seine Uneigennützigkeit. Er übernahm trotz allem Protestiren und trotz der tausendfachen Winkelzüge den größten Feind, den Itzig von Dotzelbach allein.«³⁶²

Erzählerische Genugtuung widerfährt dem treuen Hirsch letztlich, weil er den ihm angemessenen Platz im christlich-konservativen Kosmos einzunehmen bereit ist: als Diener seiner (christlichen) Herren, der das Joch seiner Knechenschaft, überspitzt formuliert, über die eigenen Blutsbande stellt. Löbs einziger (siebter) Sohn – sechs Kinder waren in jungen Jahren verstorben – ist der Inbegriff eines missratenen Nachkommen, der alle negativen »jüdischen« Eigenschaften in übersteigertem Maß auf sich vereinigt: ein gefühlloser Spekulant von Kindesbeinen an, ein kühler Rechner, der für den eigenen Profit über die Leichen ehemaliger Freundschaften und familiärer Allianzen geht. Auf der Flucht nach Amerika kommt er bei einem Schiffsunglück ums Leben, wie sein Vater, ihn verfluchend, prophezeit hatte: »[...] meinen Ungerathenen werden fressen die Fisch' im Wasser!«³⁶³

³⁶⁰ Müller-Salget, Erzählungen für das Volk (wie Anm. 353), S. 156.

³⁶¹ Glaubrecht, Das Volk und seine Treiber (wie Anm. 356), S. 269.

³⁶² Ebd., S. 268.

³⁶³ Ebd., S. 269.

Dass das Andenken des »alten Hirsch« anerkanntermaßen in Ehren gehalten wird, mag in Widerspruch zur lauthals verkündeten antisemitischen Botschaft des Romans stehen; in Wirklichkeit ist es ein Rückzug vom national-deutschen auf einen christlichen Posten, der sich der bürgerlichen Gleichstellung der Juden entgegenstemmt, weil damit das theologisch fundierte Weltbild ins Wanken geraten würde: Die christlichen Allmachtphantasien von der »ewigen Knechtschaft der Juden« (»perpetua servitus iudeorum«) werden den Juden dann gewissermaßen zur Gnade, wenn sie sich in ihr Schicksal finden, ewig Fremde bleiben zu müssen. Dass Löb dann in positivem Licht erscheint, wenn er, ganz nach biblischer Diktion, prophetische Reden im Mund führt und von Gottesfurcht ergriffen einen Psalm rezitiert, während im Hintergrund die Kirchenglocken läuteten, vervollständigt das Bild deutsch-protestantischer Judenfeindschaft, das in nachaufklärerischen Zeiten einen Ausweg aus der pauschalen Verdammnis zwangsläufig beinhalten muss. »Alttestamentarische« Hiobsfiguren, die vom Unglück geläutert zu Gottesfurcht und Einsicht kommen, sah man freilich gern, weil Isolation und Kinderlosigkeit die jüdische Sonderexistenz gewissermaßen »veredelten« und letztlich rechtfertigten.

Unter dieser Voraussetzung findet neben dem betrügerischen Handelsjuden ein zweiter Judentyp Eingang in Oesers Roman, nämlich eine betont ländliche, betont christliche Spielart des »edlen Juden«, wie ihn die deutsche Literatur seit dem 18. Jahrhundert kennt. Zwar nicht gebildet wie Lessings namenloser Reisender und später der weise Nathan, verfügt Löb Hirsch über jene religiöse Herzensbildung, die ihn zu dem macht, was er in den Augen des Erzählers ist: ein Sonderfall, eine Ausnahme von der Regel und keineswegs repräsentativ für das Gros seiner Glaubensbrüder. So endet der Roman mit einer »Moral«:

Der deutsche Bauer ist der glücklichste Mensch auf Erden, wenn er Gott fürchtet, die Sünde meidet und den Juden aus dem Wege geht. Für sie beten muß er, ihnen dienen soll er, sie meiden darf er; »denn es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind« (Römer 3, 6.).³⁶⁴

Dass die beiden Typen – der betrügerische und der edle Jude – einander nicht ausschlossen und im Oeuvre ein- und desselben Schriftstellers nebeneinander existieren konnten, exemplifizieren u. a. die Kalendergeschichten und Erzählungen des protestantischen Pfarrers und Volksschriftstellers Wilhem Oertel (1798-1867), die unter dem Pseudonym W. O. von Horn ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen.

364 Ebd., S. 276.

Als literarisches Vorbild für die Darstellung jüdischer Figuren dürften die einschlägigen Geschichten aus dem *Rheinländischen Hausfreund* gedient haben, wenngleich Oertels Erzählungen jenen Hebels an Kunstfertigkeit, sprachlicher Eleganz und Vielschichtigkeit nachstanden. So findet sich in Horns Jahreskalender der *Die Spinnstube* ein Judenschwank mit dem Titel »Alles nach der Ordnung«;³⁶⁵ darin bekommt ein Emmendinger Geldverleiher namens Izzik (!) für seine betrügerischen Machenschaften eine Lehre in Form von fünfundzwanzig amtsmäßig vollzogenen Rutenschlägen erteilt, denen er sich unter Aufbringung aller Mittel zu entziehen gesucht hatte. Allein, der Amtsmann ist dem Juden an Schlauheit überlegen. Die stereotype, dümmliche Figurenrede des Juden sowie die Bezeichnung »Bauernschlächter« verbergen unschwer das antijüdische Substrat der Episode, das den Hebelschen Kalendergeschichten gänzlich abgeht.

Zwei Jahre später weiß *Die Spinnstube* indes von einem »edlen Juden«³⁶⁶ namens Moses Gumperich zu berichten, der unter Einsatz seines Lebens mehrere Menschen vor dem sicheren Tod in den reißenden Fluten bewahrt. Gelobt wird der Hochdeutsch sprechende Moses aus Klüsserath für sein »menschenliebendes[s] Herz«, ebenso wie für seine »Umsicht«, »Aufopferungsfähigkeit« und seinen »Muth«.³⁶⁷ Edel sind darüber hinaus noch zwei junge Jüdinnen aus Persien und Marokko, die den Tod der Konversion zum Islam vorziehen,³⁶⁸ und der Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu Halberstadt, Israel Jacob.³⁶⁹

Aus den Dramen Lessings, Hebels Kalendergeschichten, aber auch der Emanzipationssatire nach dem Vorbild der Itzig-Feitel-Stern-Schriftenreihe bezogen die Erzähler des 19. Jahrhunderts, allen voran diejenigen, die sich an das »Volk« wandten, gestalterische Anregung und Modellvorlagen. Weiterhin zur Verfügung standen ihnen die seit Jahrhunderten volksgängigen Schwänke und Anekdoten, Sagen und Legenden, denen, gerade in Zeiten eines sich verschärfenden Anti-

365 W. O. von Horn: Alles nach der Ordnung. In: *Die Spinnstube* 6 (1851), S. 133-138.

366 W. O. von Horn: Die Klüsserather und der Jude. In: *Die Spinnstube* 8 (1853), S. 59-65, hier: S. 64.

367 Ebd., S. 62.

368 W. O. von Horn: Zwei edle Jüdinnen. In: ders.: *Aus der Maje. Erzählungen*. Bd 2. Wiesbaden: Niedner 1879, S. 282-287.

369 W. O. von Horn: Etwas von dem edlen Israeliten Israel Jakob zu Halberstadt. In: ders.: *Silberblicke. Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen*. 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Sauerländer 1892, S. 339-343. – Ein ganz ähnliches Judenbild transportiert Oskar Höckers Erzählung *Der Schlemihi*, in welcher der positiv gezeichnete Protagonist Aaron in einer jüdischen Landgemeinde aufwächst (Oskar Höcker: *Der Schlemihi. Eine Erzählung aus dem jüdischen Gemeindeleben. Für Jugend und Volk*. Stuttgart: Schmidt & Springer [1876]).

semitismus, ein blühendes Nachleben beschert war. Ungeachtet der Intention des Schriftstellers, der den Juden gewogen sein mochte oder diesen offen Feindschaft erklärte, haftet den allermeisten Judenfiguren etwas Isoliertes an, weil sie für Autor wie Leser nur in der Interaktion mit Christen von Belang waren. Erweiterte sich jedoch der Gesichtskreis und geriet gelegentlich die Familie in den Blickpunkt, so nur, um den späteren Verlust ermess- und vermittelbar machen zu können: den des verruchten Sohnes oder einer heldenhaften Tochter, die für ihren Glauben in den Tod zu gehen bereit war. Dem erklärten Prototyp des Juden – reiner Menschenfreund oder teuflischer Betrüger – eignet eine Sonderexistenz, welche die Wahrnehmung von Fremdheit voraussetzte und gleichzeitig bestärkte.

Das trifft auch noch in hohem Grade auf die durchaus positiven Judengestalten in den Dorfgeschichten des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu, etwa auf die schwer an ihrem Schicksal tragenden jüdischen Figuren aus den Erzählungen von Emma Vely (Pseud. für Emma Simon), Ferdinand Runkel und Hermine Villinger³⁷⁰ oder den Viehhändler und Kreditvermittler Rusel in Ludwig Ganghofers Roman *Der laufende Berg* (1897).

Rusels »prophetische Weitsicht«,³⁷¹ seine Güte und Loyalität sind das Produkt eines Läuterungsprozesses, einer Lebenserfahrung aus Leid und Verlust, wie den seiner Tochter. »Hätte man auf seine Ratschläge am Anfang des Romans gehört, hätten sich keine Katastrophen – vom Feuer bis zum schrecklichen Todesfall – ereignet.«³⁷² Prophetentum ließ sich, zumindest in volkstümlich-christlicher Vorstellung, mit den Freuden und Sorgen einer reichen Nachkommenschaft nicht vereinbaren, ebenso wenig wie eine unbeschwerte Existenz zu (nahezu) göttlich inspirierter Einsicht führen konnte.

³⁷⁰ Emma Vely: Hagar. Eine schwäbische Dorfgeschichte. In: Allgemeine Zeitung des Judenthums 57 (1893), Nr 14-34. – Ferdinand Runkel: Raphael Goldschmidt. Eine Erzählung aus Oberhessen. In: Allgemeine Zeitung des Judenthums 57 (1893), Nr 50 – 58 (1894), Nr 4. – Ders.: Raphael Goldschmidt und Anderes. Geschichten aus dem jüdischen Leben. Berlin: Hugo Steinitz 1895. – Hermine Villinger: Der Herr Pfarrer hat das letzte Wort. Eine Geschichte aus dem badischen Landleben. In: Allgemeine Zeitung des Judenthums 63 (1899), Nr 23-24. – Dies.: Die Narren-Rosel. In: Israelitisches Familienblatt Hamburg 1 (1898), Nr 23-24. – Dies.: Der weise Salomon. In: Israelitisches Familienblatt Hamburg 1 (1898), Nr 3. – Erwähnt sei an dieser Stelle, dass auch der jüdische Protagonist aus Oskar Maria Grafs 1947 erschienenem Roman *Unruhe um einen Friedfertigen* ein Dasein als Einzelgänger im Dorfverband führt.

³⁷¹ Andreas Frendl: Ludwig Ganghofers Judenbild. In: Jüdische Literaturgeschichte in Schwaben. Eine Spurenreise. Hg. von Peter Fassl, Friedmann Herzer und Berndt Hermann. Konstanz, München: UVK 2016, S. 149-159, hier: S. 151.

³⁷² Ebd., S. 151.

Ein duales Judenbild, das den betrügerischen Juden nicht in Widerspruch zum »edlen« wahrnimmt, findet sich, wenn auch in weitaus geringerem Maße, in dem populären liberalen Familienblatt *Die Gartenlaube*, das erst Anfang der 1880er Jahre »konservative Standpunkte«³⁷³ einnahm und sich dem antisemitischen Mainstream anschloss. Bis zum Tod ihres Gründers und späteren Herausgebers Ernst Keil 1878 hatte die *Gartenlaube* ihre Sympathien für das liberal-bürgerliche Judentums deutlich bekundet, etwa durch die Aufnahme prominenter jüdischer Vordenker, Politiker und Künstler in eine Serie biographischer Essays. Anerkennung fand nicht nur deren Beitrag zum »deutschen Kulturerbe«,³⁷⁴ sondern auch deren Leistungen im Bereich von Wirtschaft und Handel in einer Zeit stetigen Aufschwungs und gläubigen Fortschrittoptimismus. Wie die *Gartenlaube* zur Vermittlung (volks)aufklärerischer Konzepte sich einer narrativ-sentimentalen »Verpackung«³⁷⁵ bediente, erfuhr auch das jüdische Familienleben eine ästhetische Rehabilitierung ganz nach Blattlinie: »Die Gartenlaube wurde so zum geeigneten Forum für die Vermarktung und den Konsum eines von Schmalz triefenden Judentums, ganz in Entsprechung eines in ähnlicher Weise vorgestellten Christentums.«³⁷⁶ Aus dem edlen, menschlich universalen Juden der Aufklärung war ein »ehrenhafte[r] und schwerarbeitende[r] Bürger« geworden. Und weiter:

Bezeichnend war für ihn sein emotional überaus reiches Familienleben, sein leicht sentimental gefärbtes Festhalten an althergebrachten und farbvollen Bräuchen und Riten, sowie sein romantischer und mitleidserweckender Hang zur Traurigkeit, die mit der Erinnerung an vergangene Leiden und Verfolgungen in Verbindung gebracht wurde. Das Judentum, das dieser praktizierte, hatte bereits die altruistischen Lehren von Lessings Nathan des Weisen geerbt, angereichert nun allerdings mit sentimental Zügen. Auf diese Weise hatte man sich einen Kitschjuden erschaffen, um den Bedürfnissen des deutschen Bürgers nach einem Stereotyp nachzukommen, zu dem er Vertrauen haben konnte.³⁷⁷

Henry Wassermann deutet es als Ausdruck einer in der *Gartenlaube* vertretenen Meinungsvielfalt, wenn manche Erzählungen den Typ des ausbeuterischen, durchtriebenen und berechnenden Juden weidlich auskosten. Als Beispiele dafür dienen ihm zwei Texte, in denen bezeichnenderweise Dorfjuden diesen Part innehaben, einmal der sog. »Ziegenherz«, der es innerhalb weniger Jahre vom

³⁷³ Henry Wassermann: Das Judentum und die Juden in der bürgerlichen Vorstellungswelt des 19. Jahrhunderts. Die Darstellungen in der Familienzeitschrift *Gartenlaube*. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 2 (1995), S. 151-171, hier: S. 164.

³⁷⁴ Ebd., S. 162.

³⁷⁵ Ebd., S. 165.

³⁷⁶ Ebd., S. 159.

³⁷⁷ Ebd., S. 160.

verachteten Waisenjungen zum windigen Advokaten gebracht hat, über alle Dorfbewohner bestens informiert ist, gute Beziehungen zur Obrigkeit pflegt und durch Erpressung und Wucherzins ein beträchtliches Vermögen zusammenträgt.³⁷⁸ Der zweite Text ist ein »Culturbild« über die ambulanten Handelsleute und -vermittler der Landstraße, das auch tatsächlich kein einziges Charakteristikum der »Itzig«-Figuren, keine der gängigen Gehässigkeiten und Anwürfe auslässt – angefangen vom religiösen Partikularismus und der demonstrativen Absonderung bis hin zur gebogenen Nase –, sich aber vornehmlich darin erschöpft, das Thema des betrügerischen Handels gewissermaßen als »Kennzeichen« des Judentums von alters her zu variieren.³⁷⁹ So heißt es darin:

Es ist in der That auch viel Ungemach, dieses beutesuchende Umherziehen von Dorf zu Dorf, in Wind und Wetter, voll Arbeit und Entbehrung. Aber die zähe Ahasvernatur hält es aus. Zwei mächtige Gedanken sind es, die sie vorwärts treiben, der Gewinn und der Gedanke an die Heimkehr zu jener Zeit des Zwielichts am Freitag Abend, wo die Schabbeslampe das kleine bescheidene Wohngemach erleuchtet [...].³⁸⁰

Dass die »primitiven« Landjuden zum Träger überkommener Stereotype besonders taugten, während die Industriellen und Bankiers vom Verdacht unlauterer Machenschaften nicht nur frei blieben, sondern als »Wohltäter der Menschheit«³⁸¹ gefeiert wurden, ist, wie mir einleuchtend scheint, durchaus kein Zufall. Denn die liberalen Leser der *Gartenlaube* identifizierten oder solidarisierten sich kaum mit einem Manufaktur- oder Fabrikarbeiter, sahen hingegen im regen Bauern, der im Schweiße seines Angesichts für das eigene Brot und das der anderen sorgte, eine dem fleißigen Bürger verwandte Seele, gewissermaßen eine Vorstufe der eigenen Existenz und gleichzeitig das unbedarfe Kind der Natur – nicht minder ein Schutzbefohlener im aufklärerischen Weltbild der *Gartenlaube*. Im Zweifelsfall also, wenn es zwischen Bauern und Juden zu wählen hieß, galt die Sympathie dem Landmann auf der heimatlichen Scholle, dem man sein Misswirtschaften oder seine Naivität nicht verargte, solange sich ein Sündenbock für Verarmung und Niedergang auf dem Land ausmachen ließ. Ganz zu schweigen davon, dass man traditionell lebenden Juden ihre »Unbildung« übel nahm. Bestand das Judentum nicht in einem Übermaß an Humanität, Leidensfähigkeit und

³⁷⁸ Paul Frank: Die Spielhölle in Wiesbaden. 2. Ein Beispiel von Hunderten. In: *Die Gartenlaube*, Jg 1864, H. 45, S. 712-716.

³⁷⁹ Fr. Helbig: Israel auf Markt und Straße. Mitteldeutsches Culturbild. In: *Die Gartenlaube*, Jg 1872, H. 31, S. 502-504.

³⁸⁰ Ebd., S. 504.

³⁸¹ Wassermann, Das Judentum und die Juden in der bürgerlichen Vorstellungswelt (wie Anm. 373), S. 167.

Sendungsbewusstsein oder in pietätvoller Anhänglichkeit an familiäre Gepflogenheiten, hielt man reserviert Abstand.

Was hier lediglich angedeutet werden kann, nämlich die Entwicklung von Motivkomplexen und Typen in der liberal-bürgerlichen oder auch christlich-konfessionellen, d. h. nicht-jüdischen deutschen Literatur, insbesondere der Figur des »Landjuden«, bedarf einer systematischen Prüfung, die hier nicht geleistet werden kann. Mit einem überraschenden Ergebnis dürfte, wie meine Voruntersuchungen ergeben haben, allerdings nicht zu rechnen sein. Wenden wir uns also in den folgenden Kapiteln jenen Autoren zu, deren intime Kenntnis der Materie vorauszusetzen ist: den jüdischen Autoren ländlicher Herkunft.